

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 182. Bromberg, den 11. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(13. Fortsetzung.)

Das Hotel lag in der schmalen Straße, die nach Corneille hieß. Da war das „Théâtre de l'Odéon", unter dessen Säulenumgängen die Antiquare ihre Läden aufgeschlagen hatten.

Das Zimmermädchen nahm das zweite Kopfkissen aus dem breiten Bett und schloß es wieder in den Schrank. „Der Herr ist allein?" fragte sie.

Draußen fuhr der schwere Omnibus vorbei und erschütterte das alte Hotel und das große, ein wenig verstaubte Zimmer mit dem breiten Bett.

„Man wird leichtsinnig, wie in der Geschichte der Esel, der auf das Eis läuft. Diese Sängerin ... wie hieß sie übrigens? Nummer 8, Avenue Mac Mahon ... Selbst wenn ich wollte, könnte ich doch nicht an jede Wohnungstür klopfen und fragen: „Wohnt hier eine Sängerin?" Ich bin verrückt, sie hat recht. Es wird wirklich Zeit, daß man mich einsteckt, aber in ein Sanatorium, was überhaupt kein schlechter Gedanke wäre. Besser, als nach Rom zu fahren. 8, Avenue Mac Mahon ... Sie hatte etwas von einer Pension gesagt. Da würde man sie natürlich finden. Vielleicht auch einen Herrn mit der Marke? Kaum ... Ob eine Belohnung ausgesetzt ist? Nein, wenn sie das gewollt hätte, das hätte sie bequemer und effektvoller im Zug gehabt. So war sie auch nicht, obwohl ich mich in der letzten Zeit recht viel täusche, am meisten über mich selbst."

Er stellte seine Toilettensachen sorgfältig auf dem Waschtisch auf. Dann wusch er sich langsam und preßte den großen Schwamm ein paarmal über dem Kopfe aus. Man sollte sich wirklich eine Rechnung aufmachen, wie die Dinge stehen! Selbst im D-Zug wird man schon erkannt von einer herumfahrenden Sängerin. Wie soll das erst in Rom werden? Rom ist eine Kleinstadt. Hier in Paris in dem Hotel Corneille kann ich in Ruhe das Gras wachsen lassen; ganze Wiesen von Gras kann ich wachsen lassen über diese Geschichte.

Da war eine Zeitungsnotiz gewesen ... Richtig, der General mit den netten Augen würde nach Paris kommen mit seinem Nachrichtenoffizier und seinen Töchtern. Bei der Gelegenheit würde man sich die Geschichte erzählen. Irgendein zeilenhungriger Reporter bekommt sie in die Ohren, und das Unglück beginnt ...

Ob sich Brigitte mit dem Schwager ausgesöhnt hatte? Wahrscheinlich. Wie lange war es her? Sechs Wochen. Oh, die Zeit stand still. Du bist da in eine ernste Angelegenheit hereingekommen, mein Junge! Ob man Taki schon hatte? Das viele Nachdenken tut sicher nicht gut. Wenn man schon diese Wege geht, dann soll man pfeifen, auf vieles pfeifen ... Zunächst wäre es auf jeden Fall gut, sich ein paar neue und nette Sachen zu kaufen. Ob es ratsam war, zu einem großen Schneider zu gehen, war allerdings fraglich.

Auf dem Wege zur Place Michelle kaufte er einen neuen grauen Hut mit breiter Krempe. Er trug jetzt einen kleinen, schmalen dunkelblonden Bart; der war zwischen den Wiesen der kleinen Stadt gewachsen. Er ließ ihn ein wenig stutzen. Dann ging er in das Restaurant an dem Place Michelle, in dem man alle Spezialgerichte der französischen Landschaften haben konnte. Er bestellte eine Karaffe von hellrotem Rhonewein aus den Gütern des Papstes von Avignon und stellte sich ein ausgezeichnetes kleines Essen zusammen. Er nahm das Horsd'oeuvre, das auf zwei kleinen fahrbaren Tischen herangebracht wurde. Brester Poularde, im eigenen Saft gekocht, mit ein paar feingeschnittenen Trüffeln darüber. Der Kellner stellte riesige Steinkrüge voll eingemachter Gurken und saurer Früchte dazu auf den Tisch.

Draußen sank der Abend; die Geschäfte hatten geschlossen, und die Frauen von Paris und die kleinen Mädchen schlenderten in einer endlosen Reihe vorüber. Er wußte: Ein paar Worte, ein kleiner Strauß vielleicht, eine Tasse Kaffee, vielleicht noch einen Blick vom Montmartre oben, wo man schon die Arme um die Schultern legte ... Er wußte, wie leicht, wie zierlich und sanft hier das Abenteuer war, dieses kleine Abenteuer.

Er hatte plötzlich keine Lust mehr, mit dem Kellner über die Gerichte zu verhandeln. Er trank schnell, viel zu schnell, den hellen roten Wein und verletzte den würdigen Mann, der ihn bediente, mit der Zumutung, er wolle nichts weiter als ein Stückchen Gruyère und einen „Fine de la maison".

Der Kellner brachte die riesengroße Flasche und stellte das ganz flache Glas vor Charlie. Er begann zu gießen. Charlie starrte auf die Straße, auf der das Licht Abschied nahm. Als er auf die vielen fragenden Blicke des Kellners keine Antwort gab und die große Schale halb gefüllt war, zuckte der Mann die Achsel und räusperte sich dann recht vernehmlich.

Charlie machte eine Bewegung mit der linken Hand, und der Kellner verschwand, mit bösem Gesicht über einen so undisziplinierten Gast, der im Anfang so viel Vertrauen eingeflößt hatte. Man ißt nicht Horsd'oeuvre, Brester Poularde und ein Stück Käse! Sicherlich wieder ein Fremder, obzwar er so gut Französisch spricht. Was werden die Fremden noch aus Paris machen!

Charlie leerte langsam, als trinke er Wein, die Schale mit dem goldgelben Trank. Er dachte an das Kellerlokal in Koblenz, da er unter grölenden Unteroffizieren der amerikanischen Armee gesessen hatte. Er zahlte seine Rechnung, ging ein paar Schritte am Seineufer entlang und dann zum Platz Odéon.

Das Theater hatte längst angefangen. Man gab eine Revue, in der aber alle großen Schauspieler von der Comédie-Française mitspielten. Die Kasse war schon geschlossen, aber der Portier gab ihm ein Billett für den ersten Rang.

Es war nicht sehr voll. Ein paar Fremde, in der Hauptsache Pariser vom linken Seineufer. Die Musik spielte den „Danse macabre" von Saint-Saëns. Ein Schauspieler, als Neger geschminkt, tanzte dazu einen Tanz, der immer wilder wurde. Dann kam ein weißes Paar, eine elegante Frau und ein Kavalier im Frack. Sie übernahmen die Rhythmen

des Negers. Die Musik brach ab, der Neger setzte sich an das Klavier und sagte: „Wir werden das übernehmen, nach unserer Musik werdet ihr tanzen, wir werden singen!" Schon begann die Jazzmusik. Gleichzeitig trat aus dem Hintergrund ein Dutzend schwarz angemalter Paare und tanzte einen wilden Negertanz. Das weiße Paar tanzte, vielleicht noch grotesker als die Neger, mit. Der Schwarze am Klavier schrie dazu: „Tanzt! Tanzt nach unserem Takt!" Denn setzte wieder die Musik von Saint-Saëns ein; die kleine Szene war zu Ende.

Das ist ja komisch! dachte Charlie. Ausgerechnet in Frankreich? Aber wenn das so weitergeht, werde ich trotzdem dies etwas staubige Theater verlassen!

Er musterte kritisch den verschossenen roten Plüsch auf dem Geländer der breiten Balustrade vor seinem Platz. Die Scheinwerfer begannen wieder zu spielen. Da war ein Mann im weißen Bart, der stellte den englischen Dichter Shaw dar. Ein höflicher junger Mann kam zu ihm und fragte ihn: „Herr Shaw, was denken Sie über die französische Kultur?" Der alte Mann gab ihm als Antwort eine furchtbare Ohrfeige und begann zu tanzen.

Charlie hatte einen so erstaunlichen Tanz noch nie gesehen. Der Mann tanzte so, als ob er das Fliegen gelernt hätte — so, wie man fliegt im Traum: Man braucht nur die Hände auszustrecken, und man bewegt sich ohne Schwere über dem Erdboden fort. Es war fast schauerlich, wie der Mann tanzte, und dabei von einer erschütternden Komik. Man hörte grelles Lachen unten im Parkett.

Jetzt kam ein junger, sehr höflicher Maler zu Herrn Shaw und fragte, ob er ihn porträtieren dürfe. Der englische Dichter auf der Bühne gab wiederum als Antwort dem Mann in der braunen Jacke eine schallende Ohrfeige. Dann begann wieder sein schauerlich komisches Tanzen.

Hier wird man leicht verrückt! dachte Charlie, während ihn gleichzeitig das Lachen zu durchschüttern begann.

Jetzt trat ein ernsthafter Mann im Frack auf den tanzenden Shaw zu und wollte ihm im Namen der Kulturwelt einen Lorbeerkranz überreichen. Und siehe da, der weißhaarige Dichter gab auch diesem Manne nichts weiter als eine schallende Ohrfeige. Dann begannen alle vier einen grotesken Tanz. Es schien so, als ob sich dieser tolle Tänzer Shaw über seine armen Anbeter, die er geprügelt hatte, in einer ganz unheimlichen Lustigkeit ergehe. Während er noch mit zwei Schritten seltsam schliddernd über die Bühne flog oder plötzlich beide Beine nach hinten warf, so, als ob er auf geheimnisvollen Gummistöcken, die an den Knien befestigt wären, über die Bühne ginge, kam die Muse, eine sehr schöne Dame, die durchaus zeigte, daß sie gut gewachsen war, und einen goldenen Zweig in den Händen hielt. Shaw, der Mann mit dem weißen Bart, die Muse sehen und mit einer unheimlichen Geschwindigkeit forttanzen, war eins. Fassungslos blieb die Muse mit dem sehr tiefen Halsausschnitt auf der Bühne stehen und ließ den Lorbeerkranz traurig sinken. Ungeheurer Applaus . . .

Es schien Charlie so, als ob diese Muse seine Bekannte aus dem Brüsseler Zug wäre. Er klatschte lebhaft, damit die Schauspieler noch einmal an die Rampe kämen, aber das war hier nicht üblich.

Schon begann das neue Bild. Ein amerikanischer General schritt langsam über die Bühne. Eine Anzahl junger Schauspielerinnen in ziemlich koketter Tracht, kurzen braunen Khakihosen, eine amerikanische Mütze auf dem Kopfe, salutierte vor dem General. Gleichzeitig erscholl ein Trommelwirbel. Der General dankte. Aus dem Hintergrund voltigierte jetzt wieder ein Dutzend Korpsgirls, die eine Art belgischer Unifom trugen. Ihnen voran schritt ein sehr eleganter junger Offizier in hohen Lackstiefeln und Sporen. Es war deutlich derselbe Schauspieler, der den alten Shaw dargestellt hatte, denn er begann wieder einen dieser fast unverständlich gelenkigen Tänze. Immer schneller wirbelten die Trommeln, und der Mann in der belgischen Uniform schien den amerikanischen General geradezu zu hypnotisieren. Von der rechten Seite traten jetzt Schottinnen auf, mit kurzen, gewürfelten Röckchen, und schlugen auf die hohen, schmalen Schottentrommeln, die über ihren Knien tanzten. Wieder salutierte höflich der amerikanische General und sang dann mit sehr schönem Bariton: „Ich bin ein großer, großer General . . ." Der Chor fiel kichernd ein: „O Skandal — o Skandal!"

Was wird das? dachte Charlie. Ich habe gewußt, in diesem Theater wird man verrückt!

Aber ehe er noch seinen Platz verlassen konnte, ging das Spiel unten sehr schnell weiter. Eine Tänzerin in belgischen Farben tanzte zu dem jungen belgischen Offizier heran, hielt ein großes Kissen auf den Händen, und auf dem Kissen lag der Leopoldsorden. Im Publikum begann leises Kichern.

Mich reiten sieben Teufel! dachte Charlie. In diese Premiere mußte ich gehen! Es wird schon ausgezeichnet sein, wenn man lebend aus dieser Bude kommt!

Jetzt tanzte der Schauspieler, der den belgischen Offizier gab, seinen Schlußcoup. Es war toll, es war erschütternd, wie er den Orden dem amerikanischen General hinhielt, wie er ihn zurücknahm, wie er ihn aus der Luft herabholte und aus der Erde hervorzauberte und wie dabei seine Schritte und die Bewegung seiner Arme zu einer grausam starken Komik wurden. Das Publikum schrie vor Lachen; man hörte laute Bravos mitten in der Musik.

Charlie fühlte, wie ihm der Schweiß von den Augenbrauen herunter in die Wangen lief. Dann wurde er von dem tollen Spielbild hingerissen und stimmte in das Lachen seiner Nachbarn mit ein. Er lachte krampfhaft so, als stände er unter Zwang. Er lachte so laut, daß man anfing, auf ihn aufmerksam zu werden. Er mußte seinen ganzen Willen zusammennehmen, um sich zu dämpfen.

Wieder sing der General mit seinem strahlenden Bariton an zu singen: „Ich, ich, ich bin ein großer General . . ." Der Chor fiel ein, der Belgier und der Amerikaner faßten sich unter, die dreißig jungen Schauspielerinnen warfen die Beine, als ob sie vom Ballett wären. Charlie dachte, er sei erlöst; aber die weiblichen Soldaten zogen sich wie zu einem Spalier zurück, der General blieb vorn allein stehen, und der Belgier tanzte zurück. In dreißig Sekunden, währenddessen er hinter dem Fächer der Damen gestanden hatte, kam er verwandelt zurück, als Landstreicher, eine Apachenmütze auf dem Kopfe, an seinem Arm eine amerikanische Dame. Der Chor sang leise und melancholisch: „Fürst Tervueren — Fürst Tervueren!", und der Amerikaner stapfte unter melancholischem Trommelschlag, als sei man bei einem Begräbnis, dem Hintergrud der Bühne zu.

Noch ehe das Licht wieder ausblenden konnte, schob sich Charlie an seinen zwei Nebenmännern vorbei, dem Ausgang zu. Draußen atmete er tief auf. „Ein tolles Theater! Der Kerl ist der Teufel!"

Er sah nach der Uhr, es war noch nicht elf. Er schob sich, als fühle er sich schon wieder verfolgt, den neuen, weichen grauen Hut in das Gesicht und rannte im Sturmschritt die paar hundert Meter zu seinem Hotel.

„Die Rechnung!" sagte er zum Nachtportier. „Ich muß noch heute reisen, bestellen Sie ein Auto!"

Der alte Mann schüttelte den Kopf. Solche Eile war man in diesem Hotel nicht gewöhnt.

Mit ein paar Griffen hatte Charlie seine Sachen zusammen. Er war um elf Uhr fünf Minuten auf dem Bahnhof; um elf Uhr zehn ging der Nachtzug nach Rom.

(Fortsetzung folgt.)

Der Paradiesvogel.

Skizze von Alfred Brieger.

Mühlenau ist ein kleines Städtchen, liegt in einer Talmulde und sieht wunderhübsch aus. Die Einwohner sind ebenso neugierig, mißgünstig und boshaft wie Großstädter.

Für die Mühlenauer, die nichts zu tun haben und etwas auf sich halten — und deren sind nicht wenige — gehört es zum guten Ton, an Spätnachmittagen des Mittwochs und Sonnabends das Bahnhofsgebäude und dessen Umgebung aufzusuchen. Um diese Zeit durchfährt allwöchentlich zweimal mit blitzartiger Geschwindigkeit und donnerähnlichem Getöse der Luxuszug das Städtchen.

Eines Sonnabendnachmittags aber hatte der Luxuszug seine sinnbetörende Schnelligkeit offenbar ganz außer acht gelassen. Er fuhr sehr langsam. Nein, er kroch. Und — wirklich und wahrhaftig — schließlich blieb er stehen.

Unter den Bahnhofsbesuchern entstand eine unbeschreibliche Aufregung. Man durchbrach die ohnedies nicht sehr

strenge Sperre. Man stürzte auf den Bahnsteig, um das lindwurmartige Fabelwesen und seine Insassen leibhaftig betrachten zu können. Nur Herr Hans Rösner begnügte sich damit, sich innerhalb der Sperre aufs Geländer zu lehnen und das bewegte Treiben nicht ohne Belustigung zu verfolgen. Seine künftige Verlobte, Fräulein Klärchen Fink, hatte sich längst mit ihren Eltern zum Bahnsteig hinausgedrängt.

Die Tür des dritten Wagens, der gerade vor dem Stationsgebäude hielt, öffnete sich. Leichtfüßig, ohne das Trittbrett zu benutzen, entsprang ihm ein Etwas: ein Mittelding zwischen Weib und Engel, in einen Pelz gehüllt, mit einem frischen, übermütig lachenden Gesicht; mit großen, dunkelblauen Augen und aschblondem, von keinem Hut bedeckten Bubenkopf.

„Endlich!" rief dies Etwas. „Frische Luft! Man erstickt ja in dem Bummelzug."

Ein ältlicher, beleibter, nervöser Herr folgte ihr. „Machen Sie keine Witze, meine Beste!" brüllte er. „So zu springen! Jedes Ihrer Beine ist eine Million wert. Und marsch zurück in den warmen Wagen! Wenn Sie heute abend heiser sind, kostet mich das zehntausend Mark!"

„Uninteressant, Strabinski, uninteressant! Erkundigen Sie sich lieber, wie lange die Reparatur an der Maschine dauert."

„Weiß ich schon. Der Zugführer sagt, mindestens eine Stunde." — „Also zwei Stunden. Ich werde die Zeit nützen. Ich werde mir dies reizende Städtchen ansehen. Holen Sie meine Jungfer. Sie hat mein Necessaire mit dem Schmuck. Wir wollen sie nicht allein lassen."

Strabinski zögerte und versuchte einen Einwand. Sie stampfte unwillig mit dem Fuße. Und als er sich mürrisch in Bewegung setzte, schritt sie bereits der Sperre zu.

Sie fing den Blick zweier Augen auf, die ihre ganze Gestalt in sich aufzusaugen schienen. Sie war es gewohnt, angestarrt zu werden. Im Ausdruck dieser Augen aber lag mehr als Schwärmerei oder Bewunderung. Sie waren starr, geblendet. Diesem Zwange folgte das Etwas unwillkürlich. Es sprach Herrn Rösner an: „Was gibt es hier zu sehen, in — wie heißt es doch — in Mühlenau?"

„Für Vera Valten wohl nichts."

Sie stutzte. „Sie kennen mich?"

„Gibt es einen Menschen, der die Sonne nicht kennt?"

„Aha, Sie sind ein Poet." Vera Valten lächelte. „Schreiben Sie lyrische Gedichte für die Unterhaltungsbeilage des Mühlenauer Intelligenzblattes?"

„Da es keines gibt, ruht kein solcher Makel auf mir. Ich bin Bankbeamter."

„Als solcher sind Sie weniger langweilig als die Dichter. Erweisen Sie mir die Ehre Ihrer Begleitung bei einem Rundgang über die altertümlichen Befestigungen des Städtchens — wie heißt es doch noch?"

„Mühlenau." Rösner sagte es ehrerbietig, unbeleidigt, und der Rundgang nahm seinen Anfang.

Sie schritten schweigend eine Weile nebeneinander her. Bis Vera Valten begann: „Wirke ich beängstigend? Wo waren wir doch in unserer angeregten Unterhaltung stehengeblieben? Ja, richtig — bei Mühlenau. Genau wie der Zug — der blieb auch hier stehen."

„Und ich auch. Der Zug und ich, wir konnten beide nicht weiter — ich weder mit meinem Studium der Philosophie und Literatur noch mit der Beschaffung der nötigsten Nahrungsmittel."

Sie sah verwundert auf. „Wie soll man das verstehen?"

„Erstens, wie es gesagt ist! Und zweitens — und zweitens — —" Er stockte. — „Weiter!" forderte Vera.

„Wie Sie befehlen. Ich will's versuchen. Die Wünsche und Hoffnungen, das Streben und der Ehrgeiz, die Seelenträume steigen über den Regenbogen der Ideale in die Unendlichkeit. Eine reale Schraube lockert sich. Das Rad des Schicksals steht still — und —"

„Und?" —

„Und alles endet in Mühlenau."

Vera war empfindsam von Natur. Sie versuchte ihre Bewegung zu verbergen. Sie spöttelte. „Sprechen Sie in diesem nicht mehr ganz modernen Pathos, um sich mir, der Schauspielerin, verständlicher zu machen?"

Rösner errötete. „Verzeihen Sie, es kam von Herzen, aber es war albern."

„Was wirklich von Herzen kommt, ist nie albern", widersprach sie. Ihre Stimme war einschmeichelnd. „Ich nehme an, Sie wünschten festzustellen, daß Sie nicht ganz absichtlich hier endeten, um nunmehr in Mühlenau Ihr Leben zu genießen."

Hans Rösner lachte hell auf. „Ich genieße als Bankbeamter das Vertrauen meiner Vorgesetzten."

„Und Ihr Leben?"

„Ich habe keins mehr, das für Vera Valten irgendwie von Belang sein könnte."

„Oh!", mit ungekünstelter Verwunderung rief sie es. „Sie sind noch jung. Sie sehen — nehmen Sie's mir nicht übel — ungewöhnlich gut aus. Da stimmt etwas nicht. Was Sie soeben sagten, haben mir in hundertfältiger Variation schon Hunderte von Männern gesagt. Und zwar, um mir damit zu Gemüte zu führen, daß ich ihr Schicksal sei. Da dies bei Ihnen nicht der Fall sein kann, handelt es sich für Sie wohl in irgend einer anderen Form um eine Frau?"

Plötzlich wurde Rösner schroff. „Nein, auch bei mir handelt es sich um Sie. Ich habe Sie nur einmal gesehen. Ein einziges Mal auf der Bühne. In Berlin. Und da ich von jeher Stücke schrieb, bin ich seitdem für das Leben nicht mehr zu gebrauchen."

„Warum nicht? Besonders, da Sie doch als Bankbeamter wenig Gelegenheit zur Fortsetzung Ihrer alten Untugend finden werden — nicht wahr?"

„Sie irren, Sie große Künstlerin und Lebenskünstlerin. Ich habe keine Untugend dieser Art. Ich leide an einem unheilbaren Laster. Sie scheinen das Wesen der reellen, gewissenhaften Fabrikanten der von Ihnen fast allabendlich vor der Rampe konsumierten Ware nur oberflächlich zu kennen."

„Offen gestanden — gar nicht. Ich komme mit den Vertretern dieser Branche nur wenig in Berührung. Ich habe ausschließlich und genug damit zu tun, meine Verehrer abzuwehren. Davon abgesehen — mich fängt an zu frieren, ich habe Hunger und ich möchte etwas Warmes trinken. Sie wissen in Mühlenau hoffentlich besser Bescheid als im Leben. Führen Sie mich in einen Gasthof." — —

So wenig Teilnahme das lustwandelnde Paar, ganz mit sich selbst beschäftigt, seiner Umgebung entgegenbrachte, so viel Aufsehen erregte es bei seinem Rundgange. Ebenso rätselhaft erschienen zwei eigenartige Persönlichkeiten, die mit allen Anzeichen verzweiflungsvoller Ratlosigkeit, offenbar auf der Suche nach irgend etwas, einzeln durch verschiedene Straßen irrten: ein ältlicher, beleibter, sehr modisch gekleideter Herr und ein zierliches junges Mädchen, das ein kleines Köfferchen aus Schlangenleder ängstlich mit beiden Händen an die Brust preßte. In logischer Folge dieser Umstände wurden die beiden Persönlichkeiten von den bereits ausgiebig unterrichteten Mühlenauern zum „Hirsch" gewiesen.

„Meine Gnädigste, meine Gnädigste!" schrie Strabinski hereinstürzend. „Haben Sie denn den Verstand verloren? Der Zug ist lange fort!"

„Sie meinen also, er ist fort. Das hab' ich mir gedacht!"

Der Impresario jammerte weiter.

„Ich Unglücklicher! Ich bin ruiniert! Was soll heute abend werden? Das Theater ist ausverkauft!"

„Das ist es bei mir immer!" Vera zuckte gleichgültig mit den Achseln. „Wozu erzählen Sie mir dies? Telegraphieren Sie lieber gleich, daß ich nicht komme, damit die Leute noch etwas anderes ansetzen können — „Charleys Tante" oder ähnliches. Bestellen Sie telegraphisch einen Extrazug für morgen mittag und hier Zimmer für uns. Und dann verschwinden Sie gefälligst und lassen Sie mich in Ruhe. Ich interessiere mich unbändig für diesen Herrn. Erschrecken Sie nicht so! Beruflich natürlich!"

Sie wandte sich wieder Hans Rösner zu und kümmerte sich weder um Strabinski noch um ihre Jungfer.

Die beiden am Wirtshaustisch redeten und redeten und vergaßen alles um sich her. Und dann wollten sie das Beste zu essen haben und tranken vom besten Wein.

Nach und nach füllte sich das Gastzimmer mit mehr und mehr sorgfältig gekleideten Vertretern der Mühlenauer oberen Schichten. Plötzlich öffnete der Wirt die Tür und

ließ mit sichtlicher Befürchtung eine Dame ein. Es war Frau Apothekenbesitzer Fink, die Mutter von Hans Rösners voraussichtlich zukünftiger Braut. Sie erachtete es augenscheinlich unter ihrer Würde, Platz zu nehmen. Sie beschränkte sich darauf, mit Falkenaugen ihren Gatten herauszufinden. Sie winkte ihm mit dem Finger. Er erhob sich kleinlaut und ward nicht mehr gesehen.

Da erhob sich auch der Paradiesvogel und fuhr sich mit allen zehn Fingern und allen Ringen durch die wuscheligen aschblonden Locken. Vera vermochte sich vor Vergnügtheit und Lachen kaum zu fassen. Und dann setzte sie eine entzückend liebenswürdige Miene auf und sagte, sie wolle den Herren keine Ungelegenheiten bereiten und den schönen Abend nicht mit einem Mißton enden lassen. Sie bat Rösner, sie zu begleiten, und ging hinaus.

Die Mühlenauer staunten. Rösner, dieser unbedeutende, subalterne Mensch verließ zu nachtschlafender Zeit das Gastzimmer mit einer berühmten Frau, der selbst die böswillige Gehässigkeit ihre ungewöhnliche Schönheit nicht absprechen konnte. Die fröhliche Stimmung im Raum war in helle Empörung umgeschlagen. Man blieb noch einige Zeit beisammen und beleuchtete den skandalösen Vorfall von allen Seiten.

Rösner erhielt am folgenden Vormittage gegen zehn, nachdem er Vera seine Morgenaufwartung gemacht und mit ihr ein wohltuendes und sehr gesprächsreiches Frühstück eingenommen hatte, in seine Behausung zwei Briefe, die durch Boten abgegeben worden waren: einen Absagebrief von Herrn Apothekenbesitzer Fink und ein Schreiben von der Bank, das ihn vom Dienste suspendierte.

Die Abfahrt des ersten Extrazuges aus Mühlenau war mehr als eine Sensation. Und doch war niemand in der Nähe des Bahnhofs sichtbar. Der Platz vor dem Stationsgebäude schien wie ausgestorben. Vera stand im Eingangstor. Sie war nervös. Gespannt sah sie die Zufahrtsstraße entlang. Dann erhellten sich ihre Züge. Sie lachte freudig auf.

Herr Rösner kam mit seinem Handkoffer eilig daher. Sie lief ihm entgegen.

„Also doch?“ rief sie. „Haben Sie sich entschlossen?“

„Das Rad des Schicksals rollt wieder!“ entgegnete er.

Sie lachte ihn aus. „Unsinn! Sie sind frei.“

Und dann umschlang sie ihn und küßte ihn und tanzte mit ihm vor dem Stationsgebäude in Mühlenau umher.

„Sie dürfen sich nicht zu viel auf den Kuß einbilden“, erklärte Vera dann ernst, als sie gemeinsam zum Zuge schritten. „Das war ein Musenkuß. Ich wollte die Mühlenauer ärgern. Hinter jedem Baum und Mauervorsprung stand einer mit gerecktem Halse. Ich habe gute Augen!“

Als der Extrazug sich in Bewegung setzte, ließ Vera das Fenster herunter und winkte lachend nach allen Seiten.

Hans Rösner kauerte in einer Ecke. Das Herz schlug ihm zum Zerspringen. Er wußte, daß er dem Glück des Lebens entgegenfuhr. Daß auch dem Glück der Liebe, wußte nur Vera.

Unartige Musenkinder.

Lose Lieder aus sieben Jahrhunderten.

Richard Zoozmann hat schon vor Jahren ein Buch zusammengestellt, das sich „Unartige Musenkinder“ nennt und das lose Lieder aus sieben Jahrhunderten enthält. So schlimm, wie der Titel sagt, ist es aber nicht; aber immerhin ist es eine Sammlung von lustigen Angelegenheiten, die dem Leser Freude machen, denn sonst wäre nicht im Hesse und Becker-Verlag, Leipzig, eine neue Ausgabe erschienen.

Ein paar Verse als Beispiel für das ganze Buch.

*

Die Heirat.

A.: Nimm eine Frau! B.: Ich bleibe frei.
A.: Allein, mein Freund, ich weiß dir eine, wie du sie brauchst. B.: So gibt es keine.
A.: Schön wie der Tag. B.: Gefahr dabei!
A.: Kaum 15. B.: Desto schlimmer! A.: Züchtig.
B.: Grimasse! A.: Zärtlich. B.: Eifersüchtig!
A.: Von altem Adel. B.: Stolz! A.: Ein treffliches Genie.
B.: Ein Waschmaul! A.: 100 000 bar. B.: Ich nehme sie.

Ludwig Heinrich v. Nicolay (1737 – 1820).

*

Nimmersatte Liebe.

So ist die Lieb! So ist die Lieb!
Mit Küssen nicht zu stillen!
Wer ist der Tor und will ein Sieb
Mit eitel Wasser füllen?
Und schöpfst du an die tausend Jahr,
Und küssest ewig, ewig gar,
Du tust ihr nie zu Willen.

Die Lieb, die Lieb hat alle Stund
Neu wunderlich Gelüsten;
Wir bissen uns die Lippen wund,
Da wir uns heute küßten.
Das Mädchen hielt in guter Ruh,
Wie's Lämmlein unterm Messer;
Ihr Auge bat: Nur immer zu,
Je weher, desto besser!

So ist die Lieb und war auch so,
Wie lang es Liebe gibt,
Und anders war Herr Salomo,
Der Weise, nicht verliebt.

Eduard Mörike (1804 — 1875).

*

Hans im Ärger.

Meine Schuh sind durchgelaufen,
Durchgelaufen deinetwegen —
Fehde führen, schlagen, raufen
Muß ich immer deinetwegen —
Einen blanken Spiegel kaufen,
Mich zu zieren deinetwegen —
Dünnes Bier und Wasser saufen,
Wein zu kaufen deinetwegen —
Tränen auch sind mir gelaufen
Von den Backen deinetwegen —
Laufen, raufen, saufen, kaufen,
Alles tat ich deinetwegen: —
Aber jetzo magst du laufen
Meinetwegen, meinetwegen!

Friedr. Wilh. Grimme (1827—1887.)

*

Frage.

„Liebst du mich auch?“ — Die Frage drang
Aus ihrer Brust mit Sehnsuchtshauch,
Gleich einem Schwur, so fest erklang
Ihr meine Antwort: „Ja, dich auch!“

Arthur Rehbein (geb. 1857).



Lustige Ecke



* **Das gute Herz.** In einem Restaurant ist ein Gast eifrig bemüht, ein Stück Huhn, das ihm der Kellner gebracht hat, klein zu bekommen.

„Kellner!“ ruft er nach den ersten vergeblichen Versuchen.

„Sie befehlen?“ fragt der herbeieilende dienstbare Geist.

„Der Bauer, der Ihnen dieses Huhn verkauft hat, muß ein gutes Herz gehabt haben . . .“

„Warum, mein Herr?“

„Weil er mindestens acht Jahre lang gewartet haben muß, bis er sich entschließen konnte, dem Vieh den Hals umzudrehen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.